

# Falkenmädchen

Von Asuka Lionera

*Ein Divinitas-Roman*

Erschienen im  
Drachenmond-Verlag

## *Kapitel 1*

Schon seit einer ganzen Weile kann ich meine Finger nicht mehr spüren, doch ich zwingen mich dazu, weiterzumachen.

Schnell werfe ich einen Blick auf den Wäscheberg neben mir und seufze. Es kommt mir vor, als wolle er gar nicht abnehmen, egal, wie viele Kleidungsstücke ich säubere. Fast so, als würde eine unsichtbare Macht immer wieder ein neues Stück obenauf legen.

Ich ziehe das Hemd, das ich gerade im Fluss auswasche, aus dem Wasser und puste mir in die Hände, ehe ich sie fest aneinanderreibe in der Hoffnung, sie dadurch wärmen zu können. Es hilft alles nichts. Meine Haut ist rot und rissig, die Finger sind steif vor Kälte. Das Wasser, in dem ich die Kleidung waschen muss, ist eisig - kein Wunder, schließlich ist es Winter.

Ich greife nach dem nächsten Wäschestück, wirble es durch den Fluss und wringe es anschließend trocken, während ich verbissen versuche, den Schmerz in meinen Händen zu verdrängen. Es ist, als würden tausend spitze Nadeln durch meine Haut stechen, und jede Bewegung meiner Finger wird zur Qual.

Fahl scheint der Mond durch die Zweige, direkt auf den Kleiderhaufen, der mich immer noch zu verhöhnen scheint. Ich lasse den Kopf hängen, schließe die Augen und atme durch. Danach lasse ich ein paar Mal die Schulter vor und zurück rollen, um die verkrampften Muskeln darin zu lockern. Ich knie sicherlich schon Stunden, ohne mich großartig zu bewegen. Eigentlich müsste ich bereits daran gewöhnt sein, aber die Schmerzen in Muskeln und Knochen sagen mir, dass dem nicht so ist.

Mit klammen Fingern streiche ich mir einige blonde Strähnen aus dem Gesicht und mache mich nach der kurzen Pause wieder an die Arbeit. Ich muss fertig

werden, bevor die Sonne aufgeht, und ich habe noch ordentlich zu tun. Keine Zeit für Trödeleien!

Wie immer bin ich um diese Zeit allein, doch ich habe keine Angst. Niemand traut sich nachts in den Wald, schon gar nicht ein junges Mädchen wie ich, denn das wäre nicht normal.

Tja, ich bin aber nicht normal.

*Mondscheinmädchen* oder *Nachtkind* sind noch die netteren Worte, mit denen die Dorfbewohner mich betiteln. Ich kann es ihnen nicht verübeln, schließlich bin ich anders und seit jeher fürchten die Menschen das, was anders ist als sie selbst. Zwar wissen sie nicht genau, was an mir anders ist, aber allein die Tatsache, dass mich noch niemand bei Tageslicht gesehen hat, reicht, um die Gerüchteküche brodeln zu lassen.

Ich gebe mir Mühe, freundlich zu sein, wenn ich des Nachts auf meinem Weg in den Wald anderen Menschen aus dem Dorf begegne. Meistens erhalte ich keine Antwort auf meinen Gruß und das Lächeln gefriert mir auf den Lippen, wenn sie das Zeichen gegen das Böse machen, während ich an ihnen vorbeilaufe. Ich gebe vor, das Getuschel nicht zu hören, wenn sie denken, ich sei weit genug entfernt, doch in Wahrheit schneidet sich jedes gehässige Wort tief in meine Seele. Wie gerne würde ich mich umdrehen und sie anschreien, was verdammt noch mal ihr Problem sei. Doch ich beiße die Zähne zusammen und schlucke den Ärger und die Wut hinunter, so wie Vater es mich von klein auf gelehrt hat.

Es schmerzt mich, dass ich nicht anerkannt werde. Dass ich keine Freunde habe. Aber wer ist schon nachts unterwegs? Nur Diebesgesindel, Huren und ... *ich*.

Wütend blinzle ich die Tränen weg, während ich das halbwegs saubere Hemd auswringe und auf den fertigen Stapel lege. Schnell stecke ich beide Hände unter die Achseln, um sie wenigstens ein bisschen aufzuwärmen und die fieseren Nadelstiche der Kälte zu vertreiben, die erbarmungslos in mich hineinstechen. Es hat keinen Sinn, in Selbstmitleid zu versinken, das weiß ich, aber es ist so schwer, immer nur fröhlich zu sein, wenn mein Innerstes am liebsten laut schreien würde.

Zweige knacken hinter mir und ich fahre erschrocken herum, atme jedoch

gleich wieder auf, als ich die massige Gestalt erkenne. Es ist nur mein Vater.

Ich lächle ihm zu, als er sich behäbig neben mir am Ufer auf einem Stein niederlässt. Seine goldenen Augen mustern den Berg Dreckwäsche, doch ich zucke nur mit den Achseln. Wir beide wissen, dass ich diese undankbare Aufgabe Mutter zu verdanken habe, aber ich beschwere mich nicht. Irgendwas muss ich schließlich für unsere Familie tun, und da es nicht viel gibt, was ich bei Nacht machen kann, kümmere ich mich eben um die Wäsche.

Ich liebe es, wenn Vater mich besucht und mir nachts für ein paar Stunden Gesellschaft leistet, denn ansonsten sehen wir uns kaum, und wenn, haben wir nicht viel Zeit miteinander. Er ist der Einzige in unserer Familie, der mich versteht.

Denn er ist so wie ich.

Ich rutsche näher an ihn heran und kuschle mich in seinen warmen Pelz. Er riecht nach Wald und Erde. Ich liebe diesen Geruch. Vorsichtig legt er eine seiner großen Pranken um mich, immer darauf bedacht, mich nicht mit seinen Krallen zu verletzen.

»Schön, dass du da bist«, murmle ich, obwohl ich weiß, dass ein Gespräch unmöglich ist. Vater gibt ein tiefes Brummen von sich, sodass meine Wange, die ich an seinen Pelz gedrückt habe, vibriert.

Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wann ich je meinen Vater richtig umarmt habe, wenn er nicht in seiner tierischen Gestalt war. Schon zu viele Jahre sind seitdem ins Land gegangen, in denen wir beide es nicht leicht hatten.

In den dunklen Stunden der Nacht, in denen ich mit meinem Schicksal hadere, frage ich mich, warum gerade eine gute Seele wie mein Vater diesen Fluch verdient hat. Warum er ihn ausgerechnet an mich weitergegeben hat, schließlich habe ich noch elf weitere Geschwister. Aber keiner von ihnen ist wie wir. Das hat uns beide schon immer zusammengeschweißt, auch wenn wir nie wirklich Zeit miteinander verbringen konnten. Allein die Gewissheit, dass es jemanden gibt, der versteht, was ich durchmache, nimmt mir eine gewaltige Last von den Schultern. Ich wüsste nicht, was ich ohne Vaters Rückhalt machen sollte.

»Ich muss weitermachen«, sage ich und winde mich aus seiner Umarmung.

Obwohl ich nichts lieber täte als einfach hier mit ihm sitzen und auf den Fluss starren, weiß ich, dass ich fertig werden muss, wenn ich nicht Mutters Zorn riskieren will. Ich knie mich auf den harten Stein am Ufer und beginne, ein neues Wäschestück durch das eiskalte Wasser zu ziehen.

Vater brummt und erhebt sich. Sehnsüchtig sehe ich ihm nach, wie er in den Wald tritt und im Unterholz verschwindet. Schon nach wenigen Metern ist sein schwarzer Pelz nicht mehr von der Umgebung zu unterscheiden.

Mein Vater ist ein Bär. Nun ja, zumindest nachts.

Durch einen uralten Fluch, der seit Menschengedenken auf unserer Familie lastet, ist mindestens einer je Generation dazu verdammt, sich nachts in irgendein Tier zu verwandeln.

Bis auf mich. Auf mir lastet zwar auch der Fluch, jedoch bin ich sogar anders in meiner Andersartigkeit. Denn ich bin der einzig bekannte Tagwandler.

Ich schaue nach oben, um durch die Baumkronen den Stand des Mondes abzuschätzen. Ich muss mich sputen, damit die Wäsche rechtzeitig vor Sonnenaufgang fertig und zu Hause abgeliefert ist, ansonsten wird Mutter mir das Leben ein weiteres Mal zur Hölle machen.

Oft nennt sie mich faul und nutzlos, weil ich nicht wie die anderen auf dem Feld mithelfen oder die Kühe melken kann. Als ob ich mich freiwillig jeden verdammten Tag verwandeln würde! Ich würde alles dafür geben, normal zu sein und wie meine Schwestern lachend und mit bunten Bändern im Haar sorglos durchs Dorf laufen zu können. Immer begleitet von den anerkennenden Blicken der jungen Männer.

Doch das werde ich niemals haben können. Niemand sieht mich.

Denn ich bin das *Mondscheinmädchen*.

# # #

Trotz erfrorenen Fingern und vom Knien gefühllosen Beinen schaffe ich es rechtzeitig, die saubere Wäsche nach Hause zu bringen und schnell über die Wäscheleinen zu hängen, die vor unserer Hütte gespannt sind. Drinnen scheint noch alles ruhig zu sein und ich höre das laute Schnarchen meiner Mutter bis nach

draußen. Auch meine Geschwister sind noch nicht auf den Beinen, denn aus dem Stall dringt das empörte Muhen unserer Milchkühe, die darauf warten, gemolken zu werden.

Über den Hügeln sehe ich bereits den hellen Lichtstreifen, der den Morgen ankündigt, daher mache ich mich sofort wieder auf den Weg in den Wald, nachdem ich das letzte Kleidungsstück aufgehängt habe.

Wie jeden Tag folge ich meinem geheimen Pfad zu einer kleinen Höhle in der Nähe des Flusses, wo ich auf meine Verwandlung warte. Hier lasse ich, genau wie Vater, meine Kleider zurück, um sie bei Nachtanbruch wieder anziehen zu können. Der Höhleneingang liegt versteckt hinter dichtem Gestrüpp, das ihn auch jetzt im Winter nahezu völlig verdeckt. Es ist der einzige Ort auf der Welt, an dem ich mich sicher fühle.

In der Vergangenheit wurden Vater und ich zwei Mal dabei beobachtet, wie wir uns verwandelten. Dass unsere Familie jedes Mal nahezu unverletzt vor den Dorfbewohnern und ihren Fackeln und Mistgabeln fliehen konnte, grenzt schon an ein Wunder.

Seit unserem dritten Umzug ist Mutters Laune am Boden. Eines Nachts hat sie sogar gedroht, sich von einer Klippe zu stürzen, wenn wir noch mal enttarnt werden, daher sind Vater und ich besonders vorsichtig; nicht nur wegen Mutters Drohung, sondern auch weil wir meine elf Geschwister nicht schon wieder aus ihrer gewohnten Umgebung reißen wollen.

Ich krieche in die kleine Höhle, inhaliere den Geruch von Nässe, Moos und Erde, der für einen winzigen Moment meine Sorgen wegspült. Zufrieden seufzend lehne ich mich an den kalten Stein und schaue nach draußen. Der Himmel ist bereits in ein helles Violett getaucht.

Es wird nicht mehr lange dauern.

Anfangs war die Verwandlung schmerzhaft und eigentlich ist sie das immer noch. Es tut weh, wenn meine Knochen zusammenschrumpfen und meine komplette Gestalt sich verändert, doch mit den Jahren ist es erträglicher geworden. Vielleicht ist es auch nur Gewohnheit.

Seit fast zwanzig Jahren werde ich bei jedem ersten Sonnenstrahl in diese Gestalt gezwungen. Im Grunde kann ich mir ein anderes - *normales* - Leben schon gar nicht mehr vorstellen. Nachts zu schlafen wie normale Menschen. An einem Tisch zu sitzen, um gemeinsam mit der Familie zu essen. Hübsch zurechtgemacht ins Dorf zu gehen, um zusammen mit den anderen um das prasselnde Feuer zu tanzen.

All das ist für mich undenkbar.

Und wenn ich mir Vater ansehe, wird es auch niemals anders sein. Er hat zumindest das Glück, sich nur nachts zu verwandeln, was weniger Aufsehen erregt als mein Tagwandler-Dasein. Er hatte die Möglichkeit, sich eine Frau zu suchen und eine Familie zu gründen, auch wenn ich glaube, dass es zwischen meinen Eltern nie so was wie wahre Liebe gab oder je geben wird.

Als ob ich Ahnung von Liebe hätte! Absoluter Quatsch! Ich habe noch nie einen Jungen umarmt oder gar geküsst. Wie auch? Wie soll ich nachts jemanden kennenlernen? Am besten noch, während ich Mutters Aufgaben, die sie jede Nacht für mich hat, erledige.

Ich beiße die Zähne zusammen und schaue in den Himmel, als könne ich so die Sonne dazu bewegen, schneller aufzugehen. Ich muss mich ablenken, denn diese Gedanken tun mir nicht gut, schließlich kann ich nichts an meiner Situation ändern. Ich bin, wie ich bin, und damit muss ich leben. Es hätte mich auch schlimmer treffen können. Als ich Vater einmal tagsüber besucht habe, hat er mir erzählt, dass sich eine Tante von ihm in einen Wurm verwandelt hätte. Das muss *wirklich* schrecklich gewesen sein. Gerne hätte ich ihn mehr dazu gefragt, doch leider kann ich tagsüber nicht sprechen und er kann es nachts nicht.

Alles, was ich von einem Familienleben habe, ist Mutters verkniffenes Gesicht, das ich jeden Abend sehe, wenn sie monoton meine Aufgaben für die Nacht aufzählt, um dann gleich wieder ins Bett zu verschwinden. Durch die geschlossenen Türen unserer Hütte höre ich das leise Schnarchen meiner Geschwister und beneide sie um ihr Los.

Endlich wird der Himmel heller und ich spüre das bekannte Kribbeln in

meinem Körper, das die bevorstehende Verwandlung ankündigt. Gleich wird es sich in ein Zerren wandeln, meine Knochen werden sich verschieben und aus meiner Haut werden schwarze Federn sprießen.

Wenige Sekunden später erhebe ich mich mit einem spitzen Schrei in den Himmel, breite meine dunklen Schwingen aus und segle durch die frische Morgenluft.

*Mondscheinmädchen* nennen sie mich, doch eigentlich ist das nicht richtig.

Denn ich bin das *Falkenmädchen*.

## *Kapitel 2*

Wie jeden Morgen brauche ich eine Weile, um mich an die geschärften Sinne zu gewöhnen, über die ich nun verfüge. Mit meinen goldenen Falkenaugen kann ich selbst aus zweihundert Meter Entfernung die Maus sehen, die gerade durch die Grashalme huscht.

Lautlos und schnell stoße ich mich auf meine Beute und schlage meine spitzen Krallen tief in mein überraschtes Opfer, das noch ein letztes Quieken von sich gibt, ehe es sein unausweichliches Ende anerkennt und in meinen Fängen erschlafft. Mit meinem Frühstück lande ich auf einem Baum und lasse es mir schmecken.

Schon vor Jahren habe ich damit begonnen, meine Hauptmahlzeiten als Falke einzunehmen, um meine Familie nicht zusätzlich zu belasten. Nachts, als Mensch, esse ich so gut wie nie etwas und beinahe habe ich vergessen, wie richtiges Essen schmeckt. Mehr als Mäuse oder kleine Hasen kenne ich nicht mehr. Ich weiß noch, wie ich mich als kleines Mädchen davor geekelt habe, etwas mit Fell zu essen, dessen Blut noch warm war, doch mittlerweile ist es für mich zur Normalität geworden.

Was ich immer noch eklig finde, ist, wenn ich die unverdaulichen Bestandteile meiner Mahlzeit, wie Fell und Knochen, wieder hochwürge. Das ist echt widerlich, aber leider als Falke unvermeidbar.

Nachdem ich mich gestärkt habe, segle ich zu unserem Haus, das am Fuße einer hügeligen Landschaft steht. Mittlerweile sind unsere Kühe nach draußen getrieben worden und suchen auf dem gefrorenen Boden nach Futter.

Ich lande in der großen Eiche, die direkt neben der kleinen Hütte steht, in der unsere große Familie lebt, und lausche den alltäglichen Geräuschen, die zu mir heraufdringen. Ich höre meine kleinen Schwestern, die sich wegen einer Puppe

streiten, und meine Mutter, wie sie meinem Vater Vorwürfe macht. Mal wieder.

Dann tritt sie aus der Hütte. Außer den langen blonden Haaren habe ich mit meiner Mutter keinerlei Gemeinsamkeiten. Sie ist groß und hager, um ihren Mund haben sich tiefe Falten gebildet, die ihr immer ein verkniffenes Aussehen verleihen. Nun ja, meistens *ist* sie auch verkniffen. Die vielen Schwangerschaften sind nicht spurlos an ihr vorbeigegangen. Von den sechzehn geborenen Kindern haben zwölf, mich eingeschlossen, überlebt. Meine jüngste Schwester ist im Herbst vier geworden.

Mutter stemmt die Hände in die ausladenden Hüften und lässt ihren Blick über den Hof und über die Wäscheleinen schweifen, die ich in den Zwielichtstunden schnell bestückt habe. Missbilligend runzelt sie die Stirn. Manchmal verfluche ich es, dass ich selbst aus dieser Entfernung jede ihrer Gesichtsregungen sehen kann, denn ich weiß, dass sie mit etwas unzufrieden ist. So wie immer. Egal, wie sehr ich mich anstrengte, ich kann es ihr nie recht machen.

Ich bin eben anders, und das lässt sie mich immer wieder spüren. Ich bin das fünfte Rad am Wagen, das ungeliebte Kind, mit dem sie nichts anfangen kann.

Während meine älteren Brüder allesamt bereits verheiratet sind und teilweise schon selbst Familien gegründet haben, wird sie mich ewig erdulden müssen. Denn wer würde mich denn nehmen? Meine Schwestern kann sie wenigstens in vorteilhafte Ehen vermitteln. Stella, die ein Jahr jünger ist als ich, hat letztes Jahr den Schmied im Dorf geheiratet. Das ist eine höchst vorteilhafte Verbindung, auf die Mutter mächtig stolz ist. Ich habe die Hochzeit aus der Ferne verfolgt, sie war wirklich schön und Stella wirkte glücklich, während mir das Herz schwer war. Nicht, weil ich meiner Schwester ihr Glück nicht gönnte, sondern weil mir wieder vor Augen geführt wurde, was ich niemals würde haben können.

»Miranda!«, ruft meine Mutter. »Ich weiß, dass du da bist!«

Kurz überlege ich, ob ich zu ihr fliegen soll, lasse es aber. Die Gefahr, von einem der anderen Dorfbewohner entdeckt zu werden, ist zu groß. Also bleibe ich, wo ich bin und lasse sie schimpfen.

Eigentlich sollten ihre Tiraden mittlerweile an mir abperlen wie Regen an

meinem Gefieder, doch dem ist nicht so. Wie immer schneiden ihre Worte und ihr Schimpfen tief in meine Seele und hinterlassen dort ihre Spuren, die ich niemals ganz verlieren werde.

»Das nennst du saubere Wäsche? Ich sage dir eins, Fräulein, du wirst diese Wäsche heute Nacht noch mal waschen, und wehe, sie ist wieder so dreckig wie heute!«

Natürlich ist die Wäsche nicht sauber, aber wie soll das gehen in diesem schlammigen Fluss? Auch wenn ich meine Gestalt ändern kann, *zaubern* kann ich leider nicht.

Mein Vater tritt aus der Hütte und legt Mutter von hinten beschwichtigend eine Hand auf die Schulter, die sie mit einer energischen Bewegung abschüttelt.

»Ich bin sicher, das Mädchen hat ihr Bestes getan. Du solltest nicht so streng mit ihr sein, Luise.« Ich liebe Vaters ruhige Stimme und ich bin ihm so unendlich dankbar für das Verständnis, das er für mich hat.

Mutter gibt nur ein Schnauben von sich, ehe sie sich umdreht und mit dem Zeigefinger an Vaters Brust tippt. »Ich bin *nicht* streng! Sie muss endlich lernen, dass auch sie ihren Teil zu unserem täglichen Leben beitragen muss, und du darfst sie nicht jedes Mal in Schutz nehmen, nur weil sie ein Monster ist!«

*Autsch.* Sie hat zwar schon öfters so über mich gesprochen, aber es tut jedes Mal aufs Neue weh. *Monster* ... Ja, ich bin ihre Monster-Tochter und sie wird nie müde, mir das zu verstehen zu geben.

»So wie ich, meinst du?«, fragt Vater betont ruhig, mustert sie jedoch aus zusammengekniffenen Augen.

Mutter wirft genervt die Hände in die Luft. »Wie auch immer. Sie muss damit aufhören, die Nächte zu verträdeln und sich wer weiß wo rumzutreiben und endlich damit anfangen, etwas für die Familie zu tun. Wir haben es schließlich nicht leichter mit euch beiden.« Mit diesen Worten dreht sie sich um und stapft über den Hof hinüber in den Stall.

Vater blickt ihr einen Moment kopfschüttelnd nach, dann geht er zu dem Baum, auf dem ich sitze, und lehnt sich mit dem Rücken an den breiten Stamm.

Ich spähe nach allen Seiten und als ich sicher bin, dass wir nicht beobachtet werden, flattere ich nach unten und lasse mich auf seiner Schulter nieder. Ohne ein Wort und ohne mich anzusehen streicht er mir mit dem Zeigefinger über den gefiederten Kopf.

»Nimm es ihr nicht übel, Kleines. Sie kann uns eben nicht verstehen. Da sie selbst den Fluch nicht in sich trägt, weiß sie nicht, mit was wir leben müssen.«

Als Antwort plustere ich mein Gefieder auf. Ich habe mich schon oft gefragt, wie Vater es so lange mit einer Frau wie ihr aushält, die ständig nur meckern und schimpfen kann. Ich hätte wohl vor Jahren bereits die Flucht ergriffen.

Gerne würde ich ihn danach fragen, aber das geht nicht. Also beschränke ich mich darauf, die wenige Zeit, die ich gemeinsam mit ihm habe, zu genießen und bleibe einfach auf seiner Schulter sitzen, halte mich mit den Krallen an seinem zerschlissenen Hemd fest.

Müdigkeit übermannt mich und ich muss mich anstrengen, die Augen offen zu halten. Da ich die Nächte hindurch arbeiten muss, schlafe ich tagsüber, nachdem ich etwas gegessen habe, doch heute kann ich bei meinem Vater sein und möchte keine Sekunde missen, also halte ich mit aller Kraft meine Augen offen, bis sie brennen.

Vater muss bemerkt haben, wie trotz meiner Anstrengungen mein Kopf immer mal wieder nach vorne gesackt ist, und lächelt mir zu. »Schon in Ordnung, Kleines. Flieg und schlaf dich aus. Ich bin sicher, Mutter hat heute Nacht wieder etwas *ganz Besonderes* für dich zu tun.«

Bei der Art, wie er *etwas ganz Besonderes* betont, hätte ich ihm gerne verschwörerisch zugelächelt. So stupse ich nur kurz mit dem Schnabel gegen seine raue Wange und breite meine Flügel aus, um wieder zurück in den Baum zu fliegen.

Vater steht auf, klopft sich den Schmutz von der Hose und hebt kurz die Hand, ehe er ebenfalls Richtung Stall geht. Ich sehe ihm nach, bis er hinter dem Tor verschwunden ist, dann stecke ich meinen Kopf unter den rechten Flügel, um endlich zu schlafen.

# # #

Durch ein Geräusch, das ich nicht zuordnen kann, werde ich aus dem Schlaf gerissen. Fast wäre ich vom Ast gefallen, kann aber im letzten Moment meine Krallen fest in die morsche Rinde graben.

Verwirrt blinzele ich gegen die Helligkeit an. Die Sonne steht hoch am Himmel, allzu lange kann ich nicht geschlafen haben. Ich fühle mich immer noch todmüde. Trotzdem drehe ich neugierig den Kopf in die Richtung, aus der eben das Geräusch kam.

Über die Hügel, durch die ein schmaler Weg führt, rumpelt ein Karren, der von zwei schwerfälligen Ochsen gezogen wird. Nanu, heute ist doch gar nicht der Tag, an dem der fahrende Händler durchs Dorf fährt ... Normalerweise sind wir hier unter uns, so abgeschieden, wie dieser Ort liegt. Mit ein Grund, warum Mutter gerade dieses Dorf für uns ausgesucht hat - wenig Durchreisende und wenige, die dumme Fragen stellen oder uns zu genau beobachten könnten. Natürlich fällt es früher oder später trotzdem auf, wenn ein junges Mädchen der Familie nie bei Tag zu sehen ist und der Familienvater nachts spurlos verschwindet, aber bisher sind wir vor allzu neugierigen Nachforschungen verschont geblieben.

Nun haben auch Vater und Mutter den Händlerkarren gehört und kommen aus dem Stall. Mutter putzt ihre Hände an der schmutzigen Schürze, die sie trägt, ab und läuft zum Wegesrand, wo sie eine Hand über die Augen hält und gegen die Sonne blinzelt. Vater bleibt einen Meter hinter ihr stehen und strafft die Schultern.

»Den Göttern zum Gruß, gute Leute«, grüßt der Händler auf dem Kutschbock und greift sich mit zwei Fingern an seinen Hut. Meine Eltern nicken ihm zu und erwidern die Begrüßung.

Ich werfe einen Blick auf den Karren und lege den Kopf schief. Er ist leer, was ich seltsam finde. Was macht der Mann hier, wenn er nichts verkaufen will? Niemand kommt in dieses Dorf, wenn nicht um Handel zu treiben ... Was *will* er also hier?

»Wo finde ich den Dorfvorstand?«, fragt er und Mutter weist ihm den Weg. »Habt Dank, Frau. Ich habe etwas Wichtiges zu verkünden. Kommt mit eurer Familie in zwei Stunden auf den Dorfplatz.« Er lässt die Peitsche knallen und die

beiden Ochsen setzen gemächlich ihren Weg ins Dorf fort.

Mutter läuft ins Haus und streift noch beim Gehen ihre dreckige Schürze ab, um sie achtlos auf den Boden zu werfen. Klar, sie muss sie ja auch nicht wieder sauber waschen ... Fast hätte ich einen genervten Schrei ausgestoßen, doch ich bremse mich in letzter Sekunde, um mich nicht zu verraten. »Kinder, zieht eure besten Kleider an! In einer Stunde will ich euch alle fertig draußen auf dem Hof sehen!«, höre ich ihren gedämpften Kommandoton. »Und wehe, ihr vergesst wieder, den Dreck unter euren Fingernägeln wegzuschrubben!«

Kopfschüttelnd folgt Vater ihr ins Haus, nicht ohne mir noch einen entschuldigenden Blick zuzuwerfen. Ja, trotz allem wäre ich jetzt auch gerne da drinnen und würde mir mein schönstes Festtagskleid anziehen und die blonden Haare kunstvoll hochstecken. Stattdessen sitze ich auf dem Baum und kann nichts weiter tun, als mein kohlschwarzes Gefieder aufzuplustern.

Mit gemischten Gefühlen verfolge ich die gehetzte Stimmung, die in der Hütte herrscht. Durch mein scharfes Gehör kann ich jedes einzelne Wort verstehen, als würde der Sprecher direkt neben mir sitzen. Meine Schwestern streiten sich um eine Haarspange, während meine Brüder sich widerwillig Hände und Füße waschen und sich in ihre engen Hemden zwängen.

Alle sind pünktlich fertig und gemeinsam macht sich die gesamte Familie auf den Weg. Nun ja, *fast* die gesamte Familie. Ich fehle natürlich, aber bis auf meinen Vater scheint das niemanden zu stören. Ich glaube sogar, dass einige meiner Geschwister gar nicht mehr wissen, dass es mich überhaupt gibt. Niemand fragt: »Wo ist Miranda?«, sondern alle lächeln und laufen gut gelaunt hinab ins Dorf.

Als ich sicher bin, dass sich niemand von ihnen mehr umdrehen wird, breite ich die Schwingen aus und segle ihnen nach.

# # #

Ich lande auf einem Dach direkt am Dorfplatz, um alles, was nun folgen wird, mitzuerleben. Dicht an dicht drängen sich die Menschen, reden lautstark miteinander und fragen sich, was das soll. Weil ich mich ebenfalls von der allgemeinen Euphorie anstecken lasse, merke ich, wie eine kribblige Vorfreude in

meinem Bauch wütet.

Ein paar Tauben schauen mich an und ich gebe ein lautes Krächzen von mir, was sie flüchten lässt. Wie ich diese Mistviecher hasse ...

Vater sieht kurz nach oben und lächelt, als er mich auf dem Dachfirst sitzen sieht, wendet sich dann aber schnell wieder Mutter zu, damit sie nicht auf mich aufmerksam wird. Ich bin sicher, dass sie nicht erfreut wäre, ihre *Monstertochter* hier zu sehen, mitten unter all diesen Menschen ... Natürlich würde niemand den schwarzen Falken auf dem Dach sofort mit dem Mondscheinmädchen in Verbindung bringen, aber laut Mutter könnte jeder uns enttarnen und dann müssten wir wieder aus dem Dorf fliehen.

Gerade als die Laune der Menge zu kippen droht, weil nichts passiert, erklimmt der Dorfvorstand, ein dicklicher kleiner Mann mit Glatze, den Rand des Brunnens, um wenigstens halbwegs von allen gesehen zu werden. Mit erhobenen Händen bittet er um Ruhe, doch das Gemurmel um ihn herum erstirbt nur langsam. Zu aufgeregt sind die Menschen ob dieser nicht alltäglichen Situation. Nahezu alles ist in diesem verschlafenen Dorf eine Sensation, wodurch die Menschen immer etwas empfindlich reagieren, wenn ihr gewohnter Trott durch etwas gestört wird, das dann doch nicht so aufregend ist wie angenommen.

»Meine guten Leute, bitte, hört mir zu!« Sein dünnes Stimmchen dringt nicht bis zu den letzten Reihen und ich höre bereits, wie die Leute weiter hinten lautstark ihre Vordermänner fragen, was gerade gesagt wurde, wodurch erneut Unruhe entsteht. »Die Götter haben unser Dorf gesegnet!« Augenblicklich herrscht Ruhe. Man könnte sogar eine meiner Federn auf den Boden fallen hören.

Sobald die Götter zur Sprache gebracht werden, sind die Menschen Feuer und Flamme. Ich habe mich schon immer gefragt, warum das so ist, schließlich machen diese sogenannten Götter rein gar nichts für uns. Wo sind sie denn, wenn die Ernte wieder einmal ausfällt? Wo sind sie, wenn erneut, wie fast jedes Jahr, ein Fieber grassiert? Sie tun nichts für die Menschen! Und trotzdem werden sie verehrt und angebetet.

Die Götter ... Pah! Diese selbstverliebten, rücksichtslosen ... *Dinger* ... haben

mir mein Schicksal erst eingebrockt! Wären sie nicht gewesen, müssten mein Vater und ich uns nicht täglich in diese unnatürliche Gestalt zwingen ...

»Der König«, der Dorfvorsteher räuspert sich, weil seine Stimme sich fast überschlägt. »Der König höchstpersönlich sowie der Prinz und ihr Gefolge werden durch unser Dorf reisen und sogar die Nacht hier verbringen!«

Jubel heischend blickt er sich um, doch die Dorfbewohner starren ihn nur mit offenen Mündern an. Es scheint, als würden sie ihm kein einziges Wort glauben, und die Spannung ist fast körperlich spürbar.

»Sie kommen hierher? Zu *uns*?«, fragt eine ältere Frau, als hätte sie sich verhört. »In unser kleines Dorf am Rande des Königreichs?«

»So ist es, gute Leute! Und das schon morgen! Wir haben noch viel vorzubereiten. Ist das nicht wundervoll? Die königliche Familie beehrt uns mit ihrer Anwesenheit!«

Bei diesen Worten beginnt die Menge zu jubeln.

Der Mann, den ich für einen fahrenden Händler gehalten habe, ist neben den Dorfvorsteher getreten und nickt bekräftigend. Was will er hier? Hat er was mit dieser Verkündung zu tun? Ich hüpfte näher an den Rand des Daches und schaue mir den Mann genauer an. Jetzt fällt mir der Bogen auf, den er um seine Schultern gehängt hat, und es fühlt sich an, als würde mich eine eiskalte Hand packen und zudrücken. Das ist kein Händler, definitiv nicht. Dieser Mann ist ein Jäger, wahrscheinlich einer der Treiber, denn ich bezweifle, dass er sich mit seiner massigen Statur lautlos an seine Beute heranschleichen könnte.

Das Blut rauscht durch meine Adern und das kleine Falkenherz beginnt hektisch zu pumpen. Der König und sein Gefolge wollen hier jagen! In unseren Wäldern. Klar, es sind eigentlich die Wälder des Königs, aber trotzdem!

Ich blicke zu Vater und auch er kann einen erschrockenen Ausdruck nicht verbergen, während die anderen Leute weiterhin lauthals jubilieren. Er denkt dasselbe wie ich, das sehe ich.

»Ich habe erst vor Kurzem einen riesigen schwarzen Bären gesehen! Ganz in der Nähe des Flusses!«, berichtet einer der Bauern und Vaters Gesichtsfarbe wird

aschfahl. Andere Leute stimmen dem Bauern zu und berichten von ihren Begegnungen mit dem schwarzen Tier. Bei jeder Erwähnung zieht Vater immer weiter den Kopf zwischen die Schultern, doch er scheint die Worte der anderen nicht ausblenden zu können. Sie stacheln sich immer weiter an und versuchen, sich mit ihren an den Haaren herbeigezogenen Geschichten zu übertreffen.

Anstatt Vater zu stützen oder ihm gut zuzureden, reiht sich Mutter mitsamt meinen Geschwistern in die Jubelnden ein. Sie feiern die Königsfamilie, die seit Beginn der Aufzeichnungen noch nie einen Fuß in unser schäbiges Dorf gesetzt hat, und sind im Freudentaumel, ohne auch nur einen einzigen Gedanken daran zu verschwenden, *warum* die Königsfamilie unser Dorf besucht.

Doch ich habe genug Weitblick, um die gesamte Situation zu erfassen. Natürlich wurde Vater als Bär mehrmals von einzelnen Dorfbewohnern gesehen, schließlich entfernt er sich nie weit von unserer Hütte und kommt mich immer mal nachts am Fluss besuchen. Es ist klar, dass er dann manchmal einen nächtlichen Wanderer erschreckt, aber mehr ist nie passiert. Vielleicht ist einem dieser Dörfler die seltene schwarze Fellfarbe des Bären aufgefallen und irgendwie muss diese Kunde bis zum König gedrungen sein, der dafür bekannt ist, gerne Jagd auf spezielle Beute zu machen. Seine neueste Trophäe scheint er gefunden zu haben.

Jetzt erklimmt der Jäger den Brunnenrand und schubst unseren Dorfvorstand beinahe unsanft hinunter. Der alte Mann kann sich gerade noch fangen, ehe er auf den Pflastersteinen aufschlägt, doch niemanden scheint das zu kümmern. Alle starren wie gebannt auf den Jäger, der das Wort ergreift. »Ihr guten Leute, es ist wahr! Schon morgen bei Tagesanbruch wird der König und sein Gefolge euer Dorf mit seiner Anwesenheit beehren!« Erneut bricht Jubel los, einzelne Hüte fliegen durch die Luft. »Sie haben mich vorgeschickt, um euch diese frohe Kunde zu überbringen. Und ja, der König hat von eurem schwarzen Bären gehört und redet von kaum etwas anderem mehr als von der bevorstehenden Jagd! Wir werden euch von dieser Bestie erlösen. Ihr müsst keine Angst mehr um eure Kinder haben! Bisher ist dem König noch kein wildes Tier entkommen. Er wird dafür sorgen, dass ihr alle wieder in Ruhe und Frieden leben könnt!«

Vater wird angerempelt und stürzt fast. Gelähmt vor Panik steht er inmitten der tosenden Menge, ohne jemand, der ihm Halt gibt. Einsam und verlassen. Wie gerne würde ich ihn in die Arme schließen und ihm zuflüstern, dass alles gut werden wird, doch das ist unmöglich. Er muss sofort hier weg, für mehrere Tage tief im Wald verschwinden und sich verstecken. Warum hilft ihm keiner aus unserer Familie? Sie müssen doch bemerken, dass der schwarze Bär, der als neuer Bettvorleger des Königs enden soll, der eigene Mann oder Vater ist, doch keiner von ihnen scheint einen Gedanken daran zu verschwenden.

»Ihr guten Leute«, versucht sich der Jäger wieder Gehör zu verschaffen. »Ich bitte euch, geht die nächsten Tage nicht in den Wald. Ich werde noch heute damit beginnen, Bärenfallen aufzustellen. Es wäre schrecklich, würde einer von euch braven Bürgern in solch eine Falle hineintreten.« Zustimmendes Gemurmel ertönt. »Unser geliebter König wird mit seinem Sohn im örtlichen Gasthaus residieren. Ich bin sicher, seine Ritter und sein Gefolge kommen bei euch unter. Würde es euch nicht gefallen, einen Adligen unter euren Dächern willkommen zu heißen?«

Bei seinen Worten dreht sich mir der Magen um und beinahe würgte ich das Gewölle von der Maus heute Morgen wieder hoch. Die Menge jauchzt vor Freude Fassungslos sperre ich den Schnabel auf und schaue auf die wogende Masse unter mir. Bei einigen war ich mir ja sicher, aber dass sie *alle* so dumm sind wie ein Stück der Äcker, die sie bebauen, wäre mir nicht in den Sinn gekommen. Merken die nicht, dass das Gefolge des Königs nur möglichst kostenlos untergebracht werden soll und sie dafür nicht einmal ein Danke erhalten werden? Sie werden sich ausnehmen lassen, ihre eisernen Reserven an die Männer des Königs verfüttern, um dann im Winter wieder bei meiner Familie Getreide zu schnorren. Es wäre nicht das erste Mal, dass Vaters Gutgläubigkeit anderen gegenüber ausgenutzt wird. Meistens gibt er sich freundlich, um von all den Merkwürdigkeiten abzulenken, die es in unserer Familie gibt.

Aber was denke ich da? Das ist unwichtig! Viel wichtiger ist jetzt, was mit Vater geschieht. Ich suche die Menge nach ihm ab, was bei all den Menschen, die freudig die Arme in die Luft recken, gar nicht so einfach ist. Da ist er, der Einzige, der sich

nicht von den Jauchzern anstecken lässt. Ich sehe Vaters gehetzten Blick, den er mir zuwirft, bevor er sich allein einen Weg durch die frohlockende Menge bahnt. Mehr brauche ich nicht zu sehen, um zu wissen, wo er hingehen wird, und lasse mich vom Wind fort vom Dorfplatz tragen. Ich bin erleichtert, als die freudigen Stimmen leiser und leiser werden und ich nicht mehr inmitten dieses Irrsinns sein muss.

### *Kapitel 3*

Ich warte vor der Höhle, in der ich mich jeden Morgen verwandle. Ich weiß, dass auch Vater sie hin und wieder nutzt. Nach dieser Ansprache wird er nicht direkt nach Hause gehen und sicherlich erst einmal Zeit zum Nachdenken brauchen.

Ich werde nicht enttäuscht: Etwa eine halbe Stunde nach mir bahnt Vater sich keuchend einen Weg durchs Gestrüpp, das den Weg zur Höhle verdeckt. Es wird Abend und der Himmel ist bereits in ein helles Orange getaucht.

Schwer atmend kriecht er hinein und lehnt sich an die kühle Höhlenwand. Ich löse meine Krallen vom Ast, auf dem ich gewartet habe, segle hinab und durch das Gestrüpp hindurch, um auf seiner Schulter zu landen, von wo aus ich sein Gesicht mit schief gelegtem Kopf mustere. Er kommt mir mit einem Mal so alt vor, beinahe eingefallen und maskenhaft, als ich kurz mit dem Schnabel über seinen Dreitagebart fahre. Er lächelt und mir wird das Herz schwer, als ich sehe, was für ein aufgesetztes Lächeln es ist. Vater lächelt nie so. Auch wenn mein Tag endlos und meine Nacht durch Mutters Aufgaben noch viel schlimmer war, konnte ich mich immer auf Vaters aufmunternde Worte und die schönen, wenn auch kurzen Momente mit ihm verlassen.

Nicht auszudenken, was aus mir werden würde, wenn ihm wirklich etwas zustoßen sollte! Ich könnte nicht ohne ihn leben. Nein, daran darf ich nicht einmal denken! Er muss sich nur für ein paar Tage verstecken, bis die königlichen Jäger die Lust verlieren, einem Hirngespinnst hinterherzujagen. Dann ist alles überstanden und wird wieder so sein wie vorher. Mehr braucht es nicht. Sie müssen nur glauben, dass der schwarze Bär ein Mythos ist, dann werden sie wieder abziehen und meine Familie in Ruhe lassen.

Nachdem er wieder zu Atem gekommen ist, legt Vater das Bündel, das er unter dem Arm getragen hat, auf seinen Schoß. Bisher habe ich dem hastig gepackten Sack keine Beachtung geschenkt. Sicherlich sind es ein paar Kleidungsstücke zum Wechseln und Verpflegung für die nächsten Tage, doch nichts von alledem holt Vater daraus hervor. Der Gegenstand, der nun auf seinem Schoß liegt, ist groß, eckig, braun und alt.

Ein Buch? Seit wann besitzen wir ein Buch? Wir sind arme Bauern, niemand von uns kann lesen und schreiben, zumindest nicht, dass ich es wüsste. Wir haben keine Bücher. Wir *brauchen* keine Bücher.

Ich tänzle unruhig von einem Bein aufs andere, während ich versuche, mir einen Reim darauf zu machen. Warum bringt er ein Buch mit? Um sich die Stunden im Versteck zu verkürzen? Gibt es denn jetzt gerade nichts Wichtigeres, als in einem alten Buch zu blättern?

Mit einem Finger krault er mich unterm Schnabel, während er mit der anderen Hand das schwere Buch aufschlägt. Es ist alt, zerfleddert, einige Seiten liegen nur lose darin und das Pergament ist bereits an Rändern und Ecken vergilbt.

Fast ehrfürchtig streicht er über die Zeilen, als er darin liest. Für mich ist es nur eine Aneinanderreihung von Schriftzeichen, die keinerlei Sinn ergeben. Warum liest er jetzt? Ist dieses Buch etwas Besonderes?

»Weißt du, was das ist, mein Mädchen?«, fragt er. Seine Stimme klingt kratzig, als hätte er tagelang nicht gesprochen. Oder sehr lange geschrien. Ich tippe auf Letzteres. Mutter wird ihn nicht ohne Weiteres gehen gelassen haben ... Sofern sie mit den anderen überhaupt schon vom Marktplatz zurück ist. Andererseits würde es mich nicht wundern, wenn sie noch immer mit den anderen Trotteln über die bevorstehende Ankunft des Königs jubelt und dabei völlig vergessen hat, dass der schwarze Bär ihr eigener Ehemann ist.

Mein Blick fällt wieder auf das Buch, das ausgebreitet auf Vaters Schoß liegt. Ich schüttele meinen Falkenkopf und er fährt fort: »Dieses Buch ist ein großer Schatz, Miranda. Es ist sehr, sehr wichtig für uns. In ihm steht alles über die anderen, die so waren wie wir, und darüber, was wir tun können, um unseren Fluch

zu brechen.«

Augenblicklich ruckt mein Kopf in die Höhe. Habe ich richtig gehört? Man kann den Fluch brechen? Sofort bin ich Feuer und Flamme und kann gar nicht erwarten, dass Vater noch mehr darüber erzählt. Es ist das erste Mal, dass ich davon höre, dass wir nicht bis zu unserem Lebensende damit gestraft sind, uns in Tiere zu verwandeln. Eine dumme, kleine Hoffnung nistet sich in meinem Herzen ein, dass ich irgendwann und irgendwie diesem Vogelkörper entkommen und ein ganz normales Mädchen sein kann.

»Jeder unserer Vorfahren, der ebenfalls den Fluch in sich trug, ist in diesem Buch verewigt.« Er blättert vorsichtig durch die Seiten, bis er fast in der Mitte des Buches angekommen ist. Jede Sekunde, die verstreicht, lässt mich unruhiger werden. Ja, ganz toll, dass da viel über Leute drinsteht, die schon lange tot sind. Wie geht das denn nun mit dem Brechen des Fluchs?

In der Mitte des Buches hält er endlich mit dem Blättern inne. Ich halte den Kopf schräg und betrachte das Blatt vor ihm. Es ist neuer als die anderen, fast noch weiß und nicht so vergilbt. Eine Menge Buchstaben stehen in krakeliger Schrift darauf. Am Rand sind zwei Zeichnungen. Sofort erkenne ich Vater auf der oberen, darunter ist das Bild eines Bären. Ich schaue auf die gegenüberliegende Seite und sehe das Bild eines jungen Mädchens – das muss ich sein - und darunter das eines Vogels, der mit ausgebreiteten Schwingen hoch am Himmel segelt.

»Ich habe das Buch viele Male gelesen, besonders nachdem du geboren worden bist und dich am Tage gewandelt hast. Bei keinem unserer Vorfahren ist das bisher passiert.« Beinahe liebevoll streicht er mit dem Finger über die Zeichnung von mir.

Ich bin anders, das weiß ich schon seit meinem fünften Geburtstag, als ich mich zum ersten Mal in einen Falken verwandelt habe. Schreiend, krächzend und vor Panik zitternd lag ich in meinem Bett. Beinahe hätte Mutter mich mit einer Pfanne erschlagen, weil sie dachte, ich wäre gefährlich und würde ihre Kinder angreifen. Nur Vater hat erkannt, wer in dem kohlschwarzen Federkleid steckte.

Doch all das interessiert mich nicht. Ich will wissen, wie ich diesen schrecklichen Fluch lösen kann. Steht das nun in diesem blöden Buch oder nicht?

Vater gluckst und tippt mir mit dem Zeigefinger auf den Kopf. »Ich sehe schon, ich hätte dir das nicht erzählen dürfen. Mach dir keine Hoffnungen, Kleines.«

Ich gebe ein frustriertes Krächzen von mir und schlage ein paar Mal mit den Flügeln. Keine Hoffnungen machen? Ich habe schon seit meinem fünften Lebensjahr eigentlich keine Hoffnung mehr auf ein normales Leben. Ich kenne es nicht anders, aber jedes Mal, wenn ich die glücklichen Gesichter meiner Schwestern sehe, wenn sie abends hinunter ins Dorf zum Tanzen gehen, wird mir das Herz schwer, denn ich weiß, dass ich das niemals haben kann. Wenn es nur eine winzig kleine Hoffnung geben würde, um mein Schicksal zu ändern, würde ich sie sofort ergreifen, egal, was es mich kosten würde. Und nun, da mein Vater davon gesprochen hat, dass es eine Möglichkeit gibt, den Fluch zu brechen, ist die winzige Hoffnung, die ich für so viele Jahre in meinem Herzen weggesperrt hatte, wieder ausgebrochen. Leise und zart flattert sie in meiner Brust wie die Flügel eines Schmetterlings, aber auch ebenso zerbrechlich. Ich hänge an Vaters Lippen, bete stumm darum, dass er weitersprechen und diese Hoffnung in mir zu etwas Größerem verwandeln möge.

»Hier drin steht zwar, wie man die Verwandlung aufhalten kann, aber ich selbst habe es nicht geschafft, obwohl ich schon sehr lange auf dieser Welt bin.«

Er schaut vom Buch auf und fixiert einen Punkt an der gegenüberliegenden Felswand, als würde nur er sehen, was dort ist. Ich schaue ebenfalls hin, sehe aber nichts.

»Deine Mutter ist nicht meine erste Frau und ihr seid nicht meine ersten Kinder.«

Dieser Satz trifft mich unvorbereitet und ich brauche eine Weile, um ihn zu verarbeiten. Was meint er damit? Hat er noch eine heimliche Familie? Im Nachbardorf vielleicht? Aber wie ist das möglich? Wäre uns das nicht aufgefallen?

»Ich sehe vielleicht nicht so aus, aber ich bin schon viele Menschenleben auf dieser Erde. Irgendwann habe ich den Überblick über meine Zeit hier verloren, aber ich schätze ich bin um die hundertfünfzig Jahre alt. Irgendwann habe ich einfach aufgehört zu zählen.«

Moment, was? Ich hüpfte von seiner Schulter und lande auf seinen angewinkelten Knien. Mit meinen scharfen Falkenaugen mustere ich sein Gesicht. Ja, er sieht etwas mitgenommen aus und die Bartstoppeln sind auch nicht wirklich schmeichelhaft, aber hundertfünfzig Jahre? Ich kann nicht eine einzige Falte erkennen, ganz anders als in Mutters Gesicht, das bereits mit tiefen Furchen durchzogen ist.

»Genau wie du habe ich mich in der Nacht meines fünften Geburtstages zum ersten Mal verwandelt. Meine Tante trug den Fluch ebenfalls in sich.«

Er blättert einige Seiten nach vorne und deutet auf eine bereits vergilbte Seite. Die Bilder zeigen eine hochgewachsene Frau mit langen Haaren, darunter ist eine Maus zu sehen. Sofort dreht sich mir der Magen um. Ich fresse Mäuse in meiner Falkengestalt. Habe ich etwa meine Großtante verspeist?

»Sie starb kurz nach meinem fünfzigsten Lebensjahr.«

Puh, das ist zum Glück schon etwas her.

»Ich bekam dieses Buch von einem Fremden, der behauptete, noch mehr zu kennen, die so sind wie wir, und ich habe es immer in Ehren gehalten. Unser ganzes Wissen steht darin geschrieben. Ich gebe es nun an dich weiter, mein Kind. Von all meinen Nachkommen bist du die einzige, die so ist wie ich. Einerseits bin ich erleichtert, dass nicht noch mehr meiner Kinder mit diesem Fluch geschlagen sind, andererseits ist es schön, jemanden zu haben, der genauso ist wie ich selbst, auch wenn es mir für das, was du durchmachen musst, leid tut. Aber du weißt, dass ich immer für dich da sein werde und dich beschütze, mein Mädchen.«

Bei seinen Worten quillt mein Herz fast über vor Freude, denn ich empfinde wie er. Wie gerne würde ich ihm das sagen, aber kein Wort kann meinen Schnabel verlassen, also stupse ich ihn mit selbigem kurz am Knie an.

Er blättert unterdessen zurück an den Anfang des Buches, immer darauf bedacht, die geschundenen und vom Alter gezeichneten Seiten nicht noch weiter zu zerstören.

»Hier steht es.« Er deutet mit dem Finger auf einen Absatz. »Hier wird erklärt, wie man den Fluch brechen kann.«

Ich warte darauf, dass er weiterspricht, weil ich in den aneinandergereihten Buchstaben keinerlei Sinn erkennen kann, doch er schaut nur mit gerunzelter Stirn auf das Buch hinab. Ich will, dass er den Mund öffnet und mir erklärt, was ich tun muss, um endlich normal sein zu können wie die anderen. Die Sekunden wandeln sich in Minuten, ohne dass ein einziges Wort über seine Lippen kommt.

Als ich es nicht mehr aushalte, klopfe ich kurz mit dem Schnabel an den braunen Bucheinband. Vater blinzelt mehrmals und schaut mich an, als hätte er vollkommen vergessen, dass ich auch hier bin. Eine tiefe Traurigkeit liegt in seinen Augen, als hätte er sich an etwas erinnert, was nur für ihn bestimmt war und das er niemals wieder erlangen kann.

Mit einem entschuldigenden Lächeln streicht er über meinen Kopf und ich schließe genüsslich für einen Moment die Augen. »Ich habe diese Zeilen so oft gelesen und doch verstehe ich nach all diesen Jahren immer noch nicht ihren Sinn«, sagt er und schaut wieder in das Buch. »Hier steht, dass der Fluch gebrochen wird, wenn das Kind des Mondes seinen Gefährten findet.« Vater zuckt mit den Schultern. »Ich habe keine Ahnung, was das bedeuten soll.«

Mein Mut sinkt bei seinen Worten. Wenn das alles ist, was in diesem alten Fetzen steht, ist die kleine Hoffnung, die sich in meinem Herzen festgesetzt hat, mit einem Mal zerstört worden. Selbst Vater hat in all seiner Zeit nicht herausgefunden, was das bedeuten soll, also brauche ich nicht zu hoffen, je die Mittagssonne als Mensch zu spüren. Wer soll aus so etwas auch schlau werden? Hätte derjenige, der dieses Buch zu Beginn verfasst hat, nicht eine genaue Anleitung hinschreiben können? Traurig lasse ich die Flügel hängen. Bin ich etwa dazu verdammt, für ebenso viele Jahre wie Vater mit diesem Fluch zu leben? Gibt es keinen Ausweg für mich? Was habe ich getan, dass ich dieses Los verdiene? Ich weiß, dass es müßig ist, diese Fragen immer wieder zu stellen und mich damit zu grämen, aber ich kann es einfach nicht abstellen. Diese Ungerechtigkeit und die ohnmächtige Wut über mein Dasein nimmt mir beinahe die Luft zum Atmen.

Es ist dunkel geworden. Vater streckt sich und ich hüpfte von seinen Knien. Das traurige Lächeln, das er mir zu wirft, lässt mich für einen Moment meinen eigenen

Schmerz vergessen. Ich bin nicht allein. Er ist wie ich. Er versteht mich und steht zu mir. Vielleicht ist mein Leben doch nicht so schlimm. Solange ich ihn habe, kann ich es ertragen, egal, wie lange es dauern mag.

Vater tritt aus der Höhle und dreht sich noch einmal zu mir um. »Ich sehe dich morgen früh, mein kleines Mädchen. Sag deiner Mutter, dass es mir gut geht und ich wieder nach Hause komme, sobald die Jäger weg sind.« Er schiebt die Sträucher aus dem Weg und geht in den Wald hinein.

Schon nach wenigen Metern wird er von der zwielichtigen Dunkelheit verschluckt und ich spüre das Zerren an meinen Knochen und Muskeln, das die bevorstehende Verwandlung ankündigt. Kurz darauf bin ich wieder ein Mensch und schlüpfe in meine Kleidung, die in der Höhle liegt. Nachdem ich mir die blonden Haare zu einem Zopf geflochten habe, mache ich mich auf den Weg. Die ganze Zeit über denke ich an Vater und hoffe, dass ihm nichts zustößt.

# # #

Unterwegs überlege ich eine ganze Weile, ob ich wirklich nach Hause gehen oder mich lieber für die restliche Nacht im Wald verstecken soll. Doch Mutter wird sich sicherlich Sorgen machen, wenn ich nicht vorbeikomme und ihr sage, dass Vater wohlauf und sich der Gefahren bewusst ist, die ab jetzt im Wald auf ihn lauern. Ich kann nur hoffen, dass er heute Nacht vorsichtig ist und sich nicht allzu weit von der Höhle wegbewegt. Hoffentlich denkt er an die Fallen, von denen der Jäger gesprochen hat, und achtet auf seine Schritte ...

Fröstelnd ziehe ich meinen löchrigen Umhang enger um die Schultern. Es würde mich nicht wundern, wenn die nächsten Tage der erste Schnee in diesem Jahr fällt. Ich muss unbedingt daran denken, Feuerholz zu sammeln, damit wir es einige Tage und Nächte in der Höhle aushalten können, bis die königliche Jagdgesellschaft die Lust an der Bärenhatz verliert. Auch tagsüber ist es bereits kalt und ich kann nur hoffen, dass die Jäger den Rauch des Feuers nicht sehen werden. Ich weiß, dass es keine gute Idee ist, aber ich will auch nicht riskieren, dass Vater oder ich uns in der Kälte den Tod holen. Vielleicht haben wir Glück und der Schnee lässt noch etwas länger auf sich warten.

Noch bevor ich einen Fuß auf unseren Hof setze, höre ich Mutters Gekeife aus der Hütte und verdrehe genervt die Augen. Über was regt sie sich denn jetzt schon wieder auf? Ich verharre einen Moment, weil meine Füße sich weigern, näher an die Hütte zu treten, aus Angst, dass dann Mutters Wut auf mich übergreift.

Knarrend öffnet sich die Tür der Hütte und meine Schwester Beatrix rennt mit tränenüberströmten Gesicht auf mich zu. Beinahe wäre sie in mich hineingelaufen, weil sie zu sehr damit beschäftigt ist, hektisch über ihre Augen zu wischen.

Sie stolpert und ich nehme sie schnell in die Arme, ehe sie tatsächlich fällt. »Was ist los?«, frage ich und umfasse ihre Schultern. Beatrix ist zwei Jahre jünger als ich, sieht mir jedoch überhaupt nicht ähnlich. Niemand würde uns für Schwestern halten. Während ich die langen blonden Haare unserer Mutter geerbt habe, hat Beatrix glattes braunes Haar so wie Vater, aber die hochgewachsene Statur unserer Mutter. So zierlich, wie ich bin, reiche ich ihr gerade einmal bis zum Kinn.

Rote Flecken ziehen sich über ihre Wangen, Nase und bis hinunter zum Hals. Ihr Körper wird von ständigen Schluchzern geschüttelt. Ich merke, dass ich so keinen zusammenhängenden Satz aus ihr herausbekomme und führe sie wieder zurück ins Haus. Nichts ist so schlimm, dass ich sie dafür hier draußen erfrieren lassen werde. Ich bin einiges gewohnt, aber meine Geschwister sind aus einem anderen Holz geschnitzt. Wie ich Mutter kenne, wird sie mich sowieso noch genügend Aufgaben »*an frischer Luft*« verrichten lassen, weshalb ich mich erst einmal dringend aufwärmen möchte. Beatrix stolpert eher neben mir her, als dass sie geht, und lässt sich nur widerwillig zurück durch die Tür bringen. Drinnen wartet Mutter bereits mit verschränkten Armen und streitlustig gerecktem Kinn auf uns. Aus zusammengekniffenen Augen beobachtet sie, wie ich Beatrix auf einen Stuhl nah am Feuer setze und ihr noch kurz über den Rücken streiche, ehe ich meinen Umhang über die Lehne eines anderen Stuhls hänge und mich anschließend Mutter zuwende.

»Bist du auch endlich mal da.« Keine Frage, sondern ein Vorwurf, wie immer. Ich nicke nur als Antwort. »Ich dachte schon, du drückst dich vor deinen täglichen Pflichten, weil du dich für etwas Besseres hältst.«

Ich beiße mir auf die Zunge, bis ich Blut schmecke, um nicht zu einer passenden Erwiderung anzusetzen. Es ist richtig, dass ich darüber nachgedacht habe, heute Nacht nicht nach Hause zu gehen, aber es ist mir schleierhaft, wie sie darauf kommt, dass ich mich für etwas Besseres halten würde. Spürt sie denn nicht, wie ich darunter leide, anders zu sein? Wie ich mir nichts sehnlicher wünsche, als ein ganz normales Mädchen zu sein? Sollte eine Mutter so etwas nicht ahnen?

»Und du!« Nun richtet sich ihr Zorn auf Beatrix, die sofort zusammenzuckt und den Blick ängstlich zu Boden richtet. »Du hörst endlich auf zu flennen! Das ist nicht der Untergang der Welt.«

Meine Schwester bricht in noch herzerreißenderes Schluchzen aus und ich widerstehe nur knapp dem Drang, zu ihr zu gehen und sie in den Arm zu nehmen. Etwas, das eigentlich eine liebende Mutter tun sollte, doch darauf kann ich bei der unseren wohl lange warten.

Mutter rauft sich die blonden Haare. »Ich sagte, hör auf damit! Was sollen sie denn denken, wenn du ihnen mit verquollenen Augen gegenübertrittst? Und sieh zu, dass du dich ein bisschen zurechtmachst! Sie werden bald da sein.«

»Wer wird da sein?«, frage ich verwirrt und Mutter scheint mich jetzt erst wieder wahrzunehmen.

»Das Gefolge des Königs natürlich. Ein paar von ihnen werden bei uns in der Scheune schlafen«, erklärt sie, wobei sie siegesgewiss das Kinn hebt.

Ein ungutes Gefühl beschleicht mich, als ich zwischen den beiden Frauen hin und her blicke. Eigentlich will ich es lieber gar nicht wissen, doch bevor ich meinen Mund verschließen kann, höre ich mich fragen: »Was hat das mit Beatrix zu tun?«

Das Schluchzen meiner Schwester ist mittlerweile ohrenbetäubend. Mit zwei Schritten ist Mutter bei ihr, packt sie und verpasst ihr eine schallende Ohrfeige. Völlig aufgelöst hält Beatrix sich ihre Wange, verstummt aber.

»Ab nach draußen! Wasch dich am Brunnen und wage es ja nicht, mir so unordentlich wieder unter die Augen zu treten!«

Es dauert einen Moment, dann setzt Beatrix einen Fuß vor den anderen und verlässt die Hütte. Nun bin ich mit Mutter allein und das einzige Geräusch im

Raum ist das Knistern des Kamins.

»Vater geht es gut«, sage ich nach einer Weile, weil ich nicht weiß, was ich sonst sagen soll. Ich warte auf die Aufzählung meiner nächtlichen Aufgaben, doch Mutter starrt mich nur an, als würde sie mich zum ersten Mal sehen. Ich winde mich innerlich unter ihrem Blick, der eine Spur zu lang auf meinen Hüften, den Brüsten, den langen Haaren und meinem Gesicht verweilt.

Genauso schaut sie, wenn sie auf dem Markt eine neue Kuh kaufen will, aber einen Makel sucht, um den Preis zu drücken. Ich zwingen mich, den Blick nicht zu senken, spüre aber, wie sich die kleinen Härchen in meinem Nacken aufstellen.

»Dein Vater ist ein Narr«, sagt sie und ich habe keine Ahnung, was sie meint. »Lässt mich hier alleine mit allen Kindern und der ganzen Arbeit. So einen verantwortungslosen Ehemann habe ich nicht verdient.«

Im ersten Moment verstehe ich ihre Worte nicht. Ich schüttele den Kopf, während ich fieberhaft überlege, warum sie so etwas sagt. »Aber er muss sich doch verstecken. Der König ist hinter ihm her!«, versuche ich Vater zu verteidigen. »Er kann doch-«

»Falsch«, fällt Mutter mir ins Wort. »Der König jagt einen *Bären*, nicht meinen Mann.«

Ich blinzle verwirrt. »Aber das ist doch ein und dasselbe! Soll er hier nachts vor der Hütte sitzen und darauf warten, dass sie mit Pfeilen auf ihn schießen?« Ich merke, wie ich mich in Rage rede und weiß genau, dass das nicht gut für mich ist, dennoch sprudeln die Worte einfach weiter aus meinem Mund. »Er versucht, *sein Leben* zu retten und ist nicht auf einem vergnüglichen Ausflug! Der König will Vaters Kopf an seiner Wand haben. Da kann er doch nicht einfach hierbleiben!«

Mutter wedelt abwertend mit der Hand, als könne sie damit meine Erklärung einfach wegwischen. »Der König will den Kopf des *Bären*.«

»Vater *ist* der Bär!« Am liebsten würde ich sie an den Schultern packen und schütteln. Wie kann sie so blind und naiv sein? Versteht sie nicht, dass es keinen Unterschied zwischen ihrem Mann und dem schwarzen Bären gibt? Sie hat seine Verwandlung doch oft genug mit eigenen Augen gesehen. Sie *weiß*, dass es stimmt,

und doch verschließt sie die Augen davor und leugnet die Wahrheit. Ich verstehe es einfach nicht.

»Dann soll er sich doch im Wald herumtreiben, von mir aus! Aber du«, sie zeigt mit dem Zeigefinger auf mich und ich weiche sofort einen kleinen Schritt zurück, »wirst heute Nacht hierbleiben. Ich habe eine *ganz besondere* Aufgabe für dich.«

Ein eiskalter Schauer läuft über meinen Rücken und ich merke, wie sich die kleinen Härchen nun auch auf meinen Armen aufstellen. *Lauf*, schreit mein Körper und die Muskeln in meinen Beinen zittern bereits vor Anspannung. Ich möchte nichts lieber tun, als diesem Befehl Folge zu leisten.

»Du wirst deine Mutter stolz machen, nicht wahr? Du lässt sie nicht im Stich, wie es dein Vater getan hat.« Ihre Stimme ist lieblich, fast säuselnd. Ein Tonfall, den ich noch nie bei ihr gehört habe, nicht einmal, wenn sie mit ihren jüngeren Kindern spricht.

Es klingt *falsch*.

Ich sträube mich, weiche einen weiteren Schritt nach hinten, als sie auf mich zukommt und eine Hand nach mir ausstreckt. Ich will nicht hier sein, will nicht hören, was sie von mir verlangt, und doch kann ich nicht gehen, weil ich weiß, dass es dann nur schlimmer werden würde.

»Was soll ich tun?«, frage ich, obwohl alles in mir danach schreit, sofort aus dieser Hütte, die nicht mehr mein Zuhause ist, zu fliehen und mich im Wald zu verkriechen. Aber mir ist klar, dass Mutters Wut nicht schnell verrauchen wird, wenn ich jetzt gehe. Nein, sie würde sich steigern und ich weiß, wie Mutter dann sein kann. Sie würde zu einer wahren Furie, neben der die Furien aus den Erzählungen wie sanftmütige Wesen wirken. Sie würde ihren Zorn an Beatrix oder morgen früh an Vater auslassen und das ist das Letzte, was ich will.

Um meinen Vater zu schützen und ihm unnötige Last von den Schultern zu nehmen, bin ich bereit, alles zu tun, was Mutter von mir verlangt. Ein schmallippiges Lächeln erscheint in ihrem Gesicht und am liebsten würde ich meine Zusage sofort wieder zurücknehmen. »Zuerst gehst du nach draußen zu deiner Schwester und dann macht ihr euch gegenseitig zurecht. Flechtet euch die

Haare und danach nehmt ihr euch etwas aus meinen Schminktiegeln. Ihr zwei seid so blass und unscheinbar wie der Mond.«

Im ersten Moment glaube ich mich verhöhrt zu haben. Noch nie, nicht einmal zu den Hochzeiten meiner älteren Geschwister, durften wir an Mutters heilige Schminke. Na ja, ich sowieso nicht, aber die anderen haben es mir erzählt. Ihre Schminke hütet sie wie einen Familienschatz, daher lässt mich die Aussicht, dass sie sie freiwillig mit uns teilen will, auf der Hut sein.

»Und dann?«, frage ich vorsichtig.

»Dann werdet ihr beiden dem Gefolge des Königs eure Aufwartung machen. Und wer weiß, vielleicht fällt ihr ja jemandem ins Auge. Schließlich seid ihr beide nicht unansehnlich.«

Mutter tritt vor mich und ihre plötzliche Nähe facht meine Angst noch mehr an. Es passiert nie etwas Gutes, wenn sie mir so nahe ist. Als sie die Hand hebt, ziehe ich aus Reflex den Kopf zwischen die Schultern, doch der Schmerz eines erwarteten Schlages bleibt aus. Vorsichtig öffne ich die zusammengekniffenen Augen einen Spalt, spähe hindurch und sehe, wie Mutter mit den Fingern durch meine Haare fährt, als würde sie sie kämmen.

»Wenigstens du hast mein wunderschönes Haar geerbt«, sagt sie verträumt und schaut auf die blonden Strähnen, die zwischen ihren Fingern hindurchrieseln wie gesponnenes Gold. »Nun müssen wir nur etwas daraus machen.«

Mit diesen Worten öffnet sie die Tür und schiebt mich nach draußen in die Nacht, wo ich für einen Moment mit zitternden Knien stehen bleibe, ehe ich mich auf die Suche nach meiner Schwester mache.

# # #

Schon nach wenigen Schritten habe ich sie gefunden. Im Grunde muss ich auch nur den Schluchzern nachgehen, die die Stille der Nacht zerreißen. Immer noch weinend lehnt Beatrix am Brunnen, der in der Mitte unseres Hofes steht, und starrt in die Nacht hinaus, während ihre Schultern sich immer wieder ruckartig heben und senken.

Sie erschrickt, als ich zu ihr trete, und wischt sich schnell über die tränennassen

Wangen. Sicherlich hat sie Mutter erwartet und damit gerechnet, wieder ausgeschimpft zu werden, weil sie noch nicht fertig ist. Als sie mich erkennt, huscht die Andeutung eines Lächelns über ihre Lippen und sie hört zumindest für den Moment auf zu weinen.

Ohne ein Wort zu sagen, schöpfe ich Wasser aus dem Brunnen und wasche Beatrix mit einem Lappen, der über dem Brunnenrand hängt, das Gesicht. Ebenso stumm lässt sie es über sich ergehen. Auch als ich beginne, ihr braunes Haar zu einem einfachen Zopf zu flechten, sagt sie nichts, sondern sitzt einfach nur da. Wenigstens weint sie nun nicht mehr jämmerlich, aber selbst wenn, hätte ich keine Worte des Trostes für sie. Ich kenne Mutter nicht anders und weiß genau, was ihre harschen Worte und Ohrfeigen anrichten können. Dass es diesmal Beatrix getroffen hat, wundert mich. Sie ist zwar zwei Jahre jünger als ich, gehört aber zu meinen ruhigeren, um nicht zu sagen *unkomplizierteren* Geschwistern.

Ich versuche, mir keine weiteren Gedanken zu machen. Meine Sorgen ansprechen möchte ich nicht, aus Angst, dass Beatrix dann wieder anfängt zu weinen. Also verrichte ich meine Arbeit an ihren glatten braunen Haaren schweigend. Erst als ich aufstehe und mich abwende, um mich selbst fertig zu machen, krallt sich ihre Hand in meinen Rock und hält mich zurück.

»Ich wollte ihn heiraten, weißt du?«, erzählt sie mit erstickter Stimme und ich habe Mühe, sie überhaupt zu verstehen.

»Wen?« Ich setze mich zurück auf den Rand des Brunnens und beuge mich ein Stück zu ihr.

»Fynn, den Müllerssohn. Und er wollte mich auch.« Hilflös zuckt sie mit den Schultern. »Aber jetzt ... Jetzt wird er mich nicht mehr wollen.«

An der Art, wie sie den Mund verzieht, sehe ich, dass sie kurz davor ist, wieder in Tränen auszubrechen. Wenn ich einen weiteren Wutausbruch von Mutter umgehen will, muss ich das verhindern. Also knie ich mich vor meine Schwester und nehme ihre Hände in meine.

»Mach dir keine Sorgen. Wenn er dich liebt, wird er dich immer noch nehmen. Außerdem wird nichts passieren. Wir werden den Männern des Königs ihre

Schlafstatt zeigen und ihnen Essen und Trinken bringen. Dann machen wir uns wieder aus dem Staub. Niemand wird uns behelligen.« Ich lächle ihr aufmunternd zu und reibe ihr über die Hände, die so viel größer sind als meine. Dabei hoffe ich, dass sie das verräterische Zittern in meinen nicht bemerkt.

Sie schaut mich mit großen Augen an, ehe sich ihr Mund zu einem kleinen Lächeln verzieht und sie ebenfalls meine zierliche Hand drückt. »Du hast recht. Wir tun nichts Falsches. Wir sind nur gastfreundlich.«

Ich nicke, stehe auf und klopfe mir den Staub vom Rock. »Geh hinein zu Mutter. Ich komme gleich nach. Sie schimpft sonst, wenn wir zu lange brauchen.«

Das lässt sie sich nicht zweimal sagen. Immer noch mit einem seligen Lächeln auf den Lippen, springt sie vom Brunnen und läuft mit großen Schritten über den Hof. Ich sehe ihr nach, bis sie im Haus verschwindet.

Dann atme ich tief ein und halte für einen Moment die Luft an, ehe ich sie geräuschvoll ausstoße. Ich muss mir schnell etwas einfallen lassen, wie ich meine Schwester und mich schützen kann, Mutter wird es nicht tun. Doch zuerst muss ich dem Drachen, der sich meine Mutter nennt, einigermaßen ansehnlich gegenüberreten, um nicht noch mehr Schelte zu riskieren.

Nachdem ich mir Gesicht und Hände gewaschen und die Haare neu geflochten habe, mache auch ich mich auf den Weg zur Hütte.

Beatrix steht in einer Ecke, sieht aber nicht mehr ganz so geknickt aus wie noch vor einer halben Stunde. Im Licht sehe ich zwar, dass ihre Wangen noch immer rotfleckig und die Augen gerötet sind, aber das scheint Mutter nicht zu stören. Sie könnte ohnehin nichts mehr daran ändern.

Kritisch prüft sie nun mein Äußeres, nimmt mein Kinn in eine Hand, dreht meinen Kopf nach links und dann nach rechts, ehe sie schließlich zufrieden nickt. Sie deutet auf die Tiegel, die auf dem Küchentisch stehen. Jeder ist unterschiedlich groß und auch farblich passen sie nicht zusammen, trotzdem ziehen sie meinen Blick magisch an. »Da heute ein besonderer Tag ist, dürft ihr euch etwas von meiner Schminke nehmen.«

Beatrix ist hellauf begeistert und taucht die Pinsel und Schwämme in die

Gefäße, um sie sich anschließend dann ins Gesicht zu schmieren. Am Ende sieht sie aus wie ein bemalter Pfau, doch das behalte ich für mich. Wenigstens sind nun die Rötungen in ihrem Gesicht überdeckt, sodass man ihr nicht mehr auf den ersten Blick ansieht, dass sie Rotz und Wasser geheult hat.

Ich selbst wähle nur ein dezentes Rouge aus, um meiner blassen Haut etwas Farbe zu verleihen. Wahrscheinlich sehe ich aus wie ein Geist, weil meine Gedanken die ganze Zeit um das kreisen, was vor mir liegt. Im Gegensatz zu meiner Schwester bin ich alles andere als beruhigt und mache ich mir noch große Sorgen. Ich weiß nicht, wie ich mit dem, was mich erwartet, fertig werden soll, ohne daran zu zerbrechen. Was, wenn die Männer des Königs sich nicht zu benehmen wissen und sich nicht damit zufriedengeben, nur Essen und Getränke von uns zu erhalten? Würde ich es wagen, mich gegen einen Soldaten zu wehren? Ich schlucke trocken, als ich darüber nachdenke. Am liebsten will ich es mir nicht einmal vorstellen, doch ich sollte auf alles vorbereitet sein. Um meiner Schwester und meinetwillen.

»Wann sollen die Männer des Königs kommen?«, frage ich, nachdem Mutter all ihre Tiegel und Döschen, Pinsel und Schwämmchen wieder weggeräumt hat.

»Nach der Jagd.«

Ich beiße mir auf die Lippen und bete, dass sie Vater nicht gefunden haben, ehe mir wieder einfällt, dass ich niemals zu diesen Göttern bete. Und doch habe ich es eben getan. Einfach so, ohne dass ich es verhindern konnte. Egal, solange es Vater gut geht, nehme ich es in Kauf, zu diesen nutzlosen Göttern um Beistand zu bitten.

So sehr ich auch danach suche, ich kann in Mutters Gesicht keine Spur von Angst um ihren Mann erkennen. Sie macht sich überhaupt keine Sorgen, dass sie morgen früh Witwe sein und mit Haus, Hof und Kindern allein dastehen könnte. Ihre Gleichgültigkeit lässt mich frösteln.

»Wie lange werden sie bleiben?«, frage ich, während ich mir über die Arme reibe, auf denen sich eine Gänsehaut gebildet hat.

Mutter sieht mich forschend an, ohne eine Miene zu verziehen. *Sie überlegt, ob sie auf diese Frage antworten soll*, schießt es mir durch den Kopf und mir wird schlecht.

*Richtig* schlecht.

»Sie bleiben, bis sie ihn gefangen haben«, beantworte ich beinahe flüsternd meine Frage selbst und Beatrix neben mir schnappt nach Luft.

»Nicht nur heute Nacht?«, fragt sie ängstlich und presst sich Halt suchend an mich.

Ich schüttele den Kopf. »Sie sind hier, um zu jagen, und nicht nur auf der Durchreise.« Ich fixiere Mutter, suche noch immer nach irgendeiner Regung, irgendeinem Funken von Angst oder Mitgefühl, doch wieder werde ich enttäuscht. Da ist nichts außer Härte und der kalten Maske, die sie immer zur Schau trägt.

Mutter nickt knapp. »So die Götter es wollen, werden wir das Gefolge also eine ganze Weile bei uns haben.« Mit diesen Worten rauscht sie aus dem Zimmer und lässt Beatrix und mich allein. In meinem Kopf überschlagen sich die Fragen, Vermutungen und Ängste, während bittere Galle in meinem Hals aufsteigt und mich beinahe würgen lässt. Ich darf nicht zulassen, dass die Panik mich übermannt. Ich muss einen klaren Kopf bewahren.

Irgendwann werden die Jäger des Königs die Lust verlieren, einem Hirngespinst hinterherzujagen. Wann wird das sein? Nach drei Tagen? Einer Woche? Einem Monat? Kann Vater so lange durchhalten? Können Beatrix und ich so lange durchhalten?

Ich kaue nervös auf meiner Unterlippe, aber ich weiß auf keine dieser Fragen eine Antwort. Vater muss sich bis zum Morgengrauen irgendwo verstecken, wo sie ihn nicht finden. Schafft er das? Was, wenn er in eine Falle läuft? Was, wenn er direkt einem Jäger vor den Bogen rennt oder sie Hunde zum Hetzen einsetzen? Das Bild, wie ein Hund mit weit aufgerissenem Maul dem schwarzen Bären an die Kehle springt, setzt sich in meinem Kopf fest.

Eine Hand auf meiner Schulter reißt mich aus meinen Gedanken und verscheucht diese schreckliche Vorstellung. Ich blicke hoch zu Beatrix, die wieder neben mich getreten ist.

»Mach dir keine Sorgen, Miranda. Vater ist schlau. Sie werden ihn nicht kriegen.«

Ich lege meine zierliche Hand auf ihre und drücke sie kurz. Ja, er wird es schaffen, da bin ich ganz sicher. Er *mus*s es einfach schaffen, denn ohne ihn bin ich verloren.